

Die Wahl, die keine war

Als westdeutscher „Beisitzer“
in einem Abstimmungslokal in der DDR

Von Peter Klinkenberg

(Rekonstruierte Langfassung einer in der „Frankfurter Rundschau“ vom 23. Oktober 1963 nur in gekürzter Form erschienenen Reportage)

Es ist noch dunkel. Die mitteldeutsche Domstadt Naumburg an der Saale schläft friedlich in diesen Oktober-Sonntag des Jahres 1963 hinein. Schon gegen fünf Uhr morgens treffen vor der Baracke eines volkseigenen Baubetriebes in der Jenaer Straße – keine 100 Meter entfernt vom mauer- und stacheldrahtumwehrten Zuchthaus für politische Gefangene – die ersten Männer ein. Es sind die Mitglieder des „Wahlvorstandes“. Im „Kulturraum“ der Baracke richten sie das Wahllokal her. Gleich rechts neben der Eingangstür wird eine lange Tischreihe aufgestellt, an der neun Personen Platz haben. In der weitentfernten, diagonal gegenüberliegenden Ecke wird ein kleiner Tisch aufgestellt, darauf hochkant ein Pappkarton mit Öffnung zur Wand. Kärglicher Rest der einst in demokratischen Zeiten üblichen Wahlkabine. Zehn Zentimeter von der Wand entfernt. Das ist selbst einem SED-Mitglied des Wahlvorstandes zu wenig. „Da gann ja nichemal e Hering nein“, meint er im unverkennbar thüringisch-sächsischen Tonfall. Helfer rücken das Tischchen mit dem Karton weitere zehn Zentimeter von der Wand ab.

Um sechs Uhr kommt ein Auto vorgefahren. Es bringt die Pakete mit den Stimmzetteln, Karteien und Listen sowie die Urne. Nach umständlicher Prüfung übernimmt sie der Wahlleiter, natürlich Genosse, und quittiert durch Unterschrift. Wenige Minuten vor sieben Uhr ermahnt er die nun auf etwa zwölf Personen angewachsene Zahl der Offiziellen – sechs von ihnen tragen den SED-„Bonbon“ am Jackett-Revers – noch einmal: „Wir können uns nicht die kleinste Unkorrektheit leisten! Wir haben West-Besucher in unserer Stadt!“ Er ahnt nicht, dass so einer neben ihm steht. Eigentlich hatte der nur

eine Lehrerin gleichen Namens als Vertreterin der Liberal-Demokratischen Partei Deutschlands (LDPD) wegen Krankheit entschuldigen sollen. Doch war dies bei der frühmorgendlichen Begrüßung nicht rübergekommen, so dass der Genosse Wahlleiter den „Vertreter der Blockpartei LDPD“ sofort per Handschlag als Beisitzer vereinnahmte.

Zwei der SED-Männer, offensichtlich Mitarbeiter des Staatssicherheitsdienstes und der inzwischen ebenfalls eingetroffene Volkspolizist verschwinden in einem Nebenzimmer. Sie verlassen es bis zum späten Abend nur zu gelegentlichen „Stippvisiten“ im Abstimmungsraum. Pünktlich um sieben Uhr schließt der Wahlleiter die Eingangstür der Baracke auf. Die jüngste Demütigung der Bevölkerung Mitteldeutschlands hat begonnen.

Der von der Propaganda aller Zeitungen, Rundfunksender und des DDR-Fernsehens herbeigesehnte Massenansturm lässt allerdings auf sich warten. Dabei hatte man pausenlos „Selbstverpflichtungen“ zur Stimmabgabe bis zehn oder gar neun Uhr früh zitiert und zur Nachahmung empfohlen. Erste „Wählerin“ ist eine alte Bekannte. Schon bei der letzten Abstimmung hatte sie es sich nicht nehmen lassen, die erste zu sein. Sie, immerhin schon Mitte vierzig, betritt die Baracke im Blauhemd der Jugendorganisation FDJ. Wie ich von einem SED-Mann des Wahlvorstandes erfahre, ist sie hauptamtliche „Pionierleiterin“ einer Schule. Im „Merkblatt für Mitglieder des Wahlvorstandes“, herausgegeben von der „Wahlkommission der Republik, der Sekretär“, ist ausdrücklich ein Blumenstrauß zur Begrüßung des ersten Wählers vorgeschrieben. Sie nimmt ihn mit der linken Hand in Empfang und steckt den soeben erhaltenen Stimmzettel unbesehen in die Urne.

Dann kommen die ersten Arbeiter. Sie müssen zur Sonntagschicht und wollen es offensichtlich vorher „hinter sich bringen“. Mit eisiger Miene knallt der erste seine Wahlbenachrichtigungskarte mit dem Personalausweis auf den Tisch. Er würdigt den Stimmzettel keines Blickes und folgt mürrisch den „Ermunterungen“ des Wahlleiters, er müsse den Stimmzettel falten und brauche ihn dann „nur noch in die Urne werfen“. Es fällt kein Wort. Nur das Knarren der Dielenbretter und die

gelegentlichen, etwas verkrampft wirkenden Späßchen der Funktionäre sind zu hören. Nichts ist von dem „Volksfest“ zu spüren, von dem das SED-Zentralorgan „Neues Deutschland“ noch in seiner Sonntagsausgabe gejubelt hatte.

Vor und nach den Gottesdiensten dieser immer noch bürgerlich geprägten Stadt nimmt der Andrang mächtig zu. Aber es geht ja schnell, das Zettelfalten. Plötzlich wird die Monotonie unterbrochen. Eine etwa fünfzigjährige Frau macht nach dem Stimmzettelempfang nicht den kleinen Schritt zur Urne. Sie tritt zwei, drei Schritte zurück, dreht sich suchend um und steuert dann mit fest auf den Boden gerichtetem Blick den im Halbdunkel stehenden kleinen Tisch mit dem Hochkant-Papparton an. Sie muss ihn noch weiter von der Wand abrücken, um diese „Wahlkabine“ betreten zu können. Als sie sich endlich hineinzwängt, kann der davor wie zufällig ständig hin und her wandernde SED-Funktionär nur knapp verhindern, dass der Karton umfällt.

Die Schlange der Wartenden ist für ein paar Sekunden stehen geblieben. Alles – auch die Genossen vom „Wahlvorstand“ – schaut verstohlen in die Ecke. Der Wahlleiter macht unauffällig einen markanten Haken hinter einem Namen auf der Wählerliste. Die an der Tischreihe sitzenden Beisitzer ermahnen scherzhaft zum „Weitermachen“. Dann kommt die Frau wieder hinter dem Karton hervor mit dem gefalteten Zettel, schiebt ihn eilig in die Urne und drängt sich aus der Baracke. Die Funktionäre tun so, als ob nichts geschehen wäre.

Dieser Vorgang wiederholt sich bei 970 im Wahllokal erscheinenden „Wählern“ noch insgesamt fünf mal. Bis auf einen couragierten Mann, der vom Wahlleiter sogar einen Bleistift „fürs Ankreuzen“ verlangt hatte, sind es allesamt ältere Frauen. Wie ich später erfahre, sind einige von ihnen „bei der Kirche“ beschäftigt. Sie müssen also nicht unmittelbar Nachteile befürchten, weil sie zu den wenigen Bewohnern Mitteldeutschlands gehören, die dem direkten Zugriff des Staates entzogen sind. Sie bekommen ihr Geld nicht von ihm. Aber wie viele sind das schon in der DDR?

Zur Zeit des Nachmittagsspaziergangs an diesem bilderbuchschönen Herbstsonntag herrscht noch einmal Hochbetrieb vor und in der Baracke. Gegen 17 Uhr stellt der Wahlvorstand bereits eine über 90prozentige Wahlbeteiligung fest. Die dem Wahllokal zugeteilte „Schlepperkolonne“ in Gestalt von vier FDJ-Blauhemden unternimmt den dritten Versuch, die 21 Wahlberechtigten des Katechetischen Oberseminars der Evangelischen Kirche im Bürgergartenviertel zum Wahllokal zu „begleiten“. Während bei den vorangegangenen Versuchen auf das Klingeln niemand geöffnet hatte, erhalten sie diesmal die Auskunft, das ganze Haus sei leer. Man sei zum „Ernteeinsatz“ auf einem kirchlichen Gut.

Während der Wahlleiter händereibend im halblauten Flüsterton seinen Genossen mitteilt, daß d i e s m a l die Ärzte vollzählig gewählt hätten – seit zwei Jahren steht die Mauer in Berlin - , leistet ein Pfarrer einsamen Widerstand in seiner Studierstube. Zweieinhalb Stunden lang hatten ihn drei SED-Genossen zu „überzeugen“ versucht. Als auch das nichts gefruchtet hatte, schickte man nach einem „Gebildeten“. Der Schulrat – SED-Abzeichen u n d kultivierte Umgangsformen - gibt sich jovial und zitiert christliche Stimmen der DDR, die die Teilnahme an der Abstimmung ausdrücklich gutgeheißen hätten, darunter Pfarrer und Professoren. Aber der Geistliche bleibt bei seinem Nein.

Eine Minute vor acht Uhr abends erklärt der Wahlleiter mit Blick auf seine Armbanduhr in langsamen, dem Sekundenzeiger folgenden Worten die Wahl für beendet. Die Tischreihe wird im Quadrat zusammengestellt. Die „auf ihren ordnungsgemäßen Verschuß geprüfte Wahlurne“ wird auf das Viereck ausgeleert, um das die Beisitzer mit ihren Stühlen gerückt sind. Dann beginnt das monotone Auszählen. Der Wahlleiter ist inzwischen von einer als „Repräsentanten des öffentlichen Charakters der Stimmauszählung“ auftretenden Gruppe weiterer Funktionäre umringt, die mehrheitlich wie er den „Bonbon“ am Jackettaufschlag tragen. Die Schriftführer stricheln im Takt mit dem „Gültig!“ des Wahlleiters die Listen voll. Sechs Zettel legt er fürs erste diskret beiseite. Dann sind die 970 abgelieferten Scheine komplett gesichtet.

Mit drei anscheinend besonders zuverlässigen Genossen untersucht der Wahlleiter die sechs „heißen“ Zettel erst einmal intern. Dann strafft sich seine Figur und er beginnt erneut zu verlesen: Ungültig, ungültig, ungültig, ungültig, Nein. Auf einem der für ungültig erklärten Zettel kann ich verstohlen lesen: „Alles Lüge und Betrug!“ Bei dem sechsten verdächtigen Blatt, das komplett durchgestrichen worden war, erläutert der Wahlleiter mit ausholender Geste, daß das möglicherweise eine alte Frau „angekreuzt“ habe, „wie das früher üblich gewesen ist. Aber heute ist das ja nicht mehr erforderlich“. Also schlussfolgert er: „Ja-Stimme!“ Der Genosse blickt in die Runde: „Kolleginnen und Kollegen, oder wie sehen Sie die Sache?“ Niemand widerspricht dieser „Interpretation“. Alles schaut verlegen auf den abgearbeiteten Zettelstapel.

Doch nun beginnt für den Genossen Wahlleiter der heikelste Teil dieser Veranstaltung. Von den 998 Abstimmungsberechtigten waren 970 in der Baracke erschienen. Zwei Wähler lagen unansprechbar im Krankenhaus, und niemand hatte sich dort bereitgefunden, „stellvertretend“ für sie die Zettel in die von den FDJlern mitgebrachte Urne zu werfen. Hauptproblem blieben die 21 „Evangelischen“ und der Pfarrer, die die Abstimmung konsequent verweigert hatten. Das würde dem Genossen die Wahlbeteiligung in seinem Bezirk total verhaseln: Nicht einmal 98 Prozent! Er wird sichtlich nervös und verschwindet wieder einmal zum Telefonieren in dem separaten Zimmer, wo auch der Polizist und die Stasi-Typen ihr Quartier haben.

Nach einer Weile erscheint er wieder und eröffnet eine neue „Beratung“ mit dem gesamten Wahlvorstand. Er holt tief Luft und kommt dann auf den fatalen Kern der Sache: die 22 Verweigerer. Mit ihrer Nichtbeteiligung „haben die sich doch selbst aus unserer sozialistischen Gesellschaft ausgeschlossen“, verkündet er. Also laute die Zahl der Wahlberechtigten nicht 998 sondern 976. „Gibt es Einwände?“, fragt er in die Runde. Selbstverständlich Schweigen ringsum. Triumphierend stellt der Wahlleiter daraufhin fest: „Wahlbeteiligung 99,6 Prozent, Ja-Stimmen 965, ungültige Stimmen vier, Nein-Stimmen eine“. Sichtlich erleichtert eilt er um 21.35 Uhr ans Telefon im Neben-

zimmer, um der Bezirksleitung seine Ergebnisse durchzugeben.
Die Welt der Genossen ist wieder in Ordnung!

Autor: Peter Klinkenberg (Berlin)
klinkenbergbln@aol.com

(erschieden im November 2012 auf der Internet-Plattform
Zeitzeugenbüro der „Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-
Diktatur“) www.zeitzeugenbuero.de